

Radegund 17. Aug 870

Liebe Nanette!

Ich bin Ihnen für alle Abensfichte sehr
 dankbar — denn es war immer ganz
und lustig und excellent gemacht!

Ich bitte, mir morgen oder übermorgen
 wieder eine Lingerdote zu schicken, wenn
 so, wie die erste war, nicht eine neue
 wie die letzte. Bitte 30 hinführl.

Recherchen beizulegen —

Ich umarme Sie und alle Ihre
 Colleginen sehr herzlich

W. H.

Franklin Henikstein. Wilhelm von

Freitag den 17. Aug 1770

! ...

...
...
...

! ...

...
...
...

...
...
...

... 30 ...

...
...
...

...
...
...

...
...
...

...





*Land- und Forstwirtschafts-
Ministerium*

Wien

1861

WI
18
95



D.M.
10



1871

von Jakobitska Denzel

Wien

Michael Soglsky

EN

1871
8

Freitag, 28. 1. 1876

Ein Doppel-Selbstmord in Rom. Vor einiger Zeit kam ein Deutscher in Begleitung eines Frauenzimmers nach Rom und mietete für sich und seine Begleiterin eine Wohnung daselbst, auf der Via del Corso Nr. 18 und unweit der Piazza del Popolo. Beide Fremde gaben sich überall für das Ehepaar Smith aus Mühlhausen — nach dem „Dritto“ aus Hannover — aus und führten dem Aufseher nach ein recht glückliches Familienleben. Letzten Sonntag fand man jedoch Beide in der Bettdecke tot liegend und aus den Leberresten einer Flüssigkeit, die auf dem Tische in ihrem Schlafgemache stand, konnte man erkennen, daß sich das Paar durch Gift das Leben genommen hatte. Aus einem Briefe, den Herr Smith vor seinem Tode an seine Verwandten gerichtet hat, und der gleichfalls auf dem Tische des Schlafgemaches lag, ergibt sich, daß die Beiden nicht verheiratet waren, sondern in wilder Ehe lebten und sich schon längere Zeit mit Selbstmordgedanken trugen, nur wollten sie mit der Ausführung ihres Vorhabens noch bis zum 23. Jänner warten, da an diesem Tage seine „Reisegefährtin“ ihren Geburtstag feierte, und Beide wünschten dieses Fest noch mit einander zu begehen. In Rom ist das Gerücht verbreitet, Herr Smith sei ein höherer deutscher Offizier gewesen, da alle Jene, welche sich beim Portier seines Hauses nach ihm erkundigten, ihn Oberst-Lieutenant Smith nannten.

Freiherr von Henikstein.
(Original-Bericht des „N. W. Abendblatt“.)

Gestern Abend nach 8 Uhr ist hier Baron Wilhelm v. Henikstein in seiner Wohnung, Rärntherrstraße, gestorben. Es genügt bloß, den Namen Henikstein auszusprechen und sofort spiegelt sich jedem Wiener das Bild jenes hohen und hageren Mannes, des noch bis vor wenigen Jahren ewig jungen, nimmer alternden Zauberers vor, dessen Haar sich nicht bleichen, dessen Auge sich nicht trüben, dessen Hand nicht zittern und dessen Lebenslust nicht erlöschen wollte. Wenn er so bei der sich stehenden Temperatur eines etwas vorwärtigen Apriltages im einfachen Reitjaquet die Jägerzeile hinabritt, oder bei zehn Grad Kälte in seinem auf beiden Seiten geöffneten Koupé saß, ohne Pelz, ohne auch nur den leichtesten Ueberrock, so blieben die Leute stehen und sahen dem sonderbaren „Unerkorenen“ nach und spannen immer von Neuem ihre Kombinationen darüber an, wie es denn der alte Herr anstelle, daß er wie ein Jüngling frisch und froh und unvorsichtig dahin reite, oder dahin fahre. Und wie sich um den Panzer Napoleon's eine ganze Sage wob, so verdichtete sich auch das „Leibchen“ des Baron Henikstein zu einer förmlichen Mythe.

Während die Einen behaupteten, der Baron habe von jeher jeden solchen Schatz von sich ferne gehalten und verachtet, behaupteten die Anderen, er trage eine dreifache Unterjacke, die aus ganz besonderer Wolle für ihn gesponnen und in einer ganz besonderen Fabrik für ihn gewebt werde. Zu der äußeren Erscheinung dieses Mannes, der als der edelste Typus jener sich an das Leben und an seine Genüsse klammernden Menschenseele gelten kann, die man die „vieillesse dorée“ nennen könnte — die jeunesse dorée hat ja bei uns in dem Moment aufgehört, da das Geld versiegte — zu den äußeren Erscheinungen also, zu den speziellsten Abzeichen des populären Herrn gehörte auch die ewige Blume im Knopfloch. War es nun der Rock der Promenade oder das Jaquet der Reittour oder der Frack des Salons — das Wunderblümchen war von ihm unzertrennlich und wenn zur Winterzeit in der ganzen Wienerstadt keine Kamelle oder kein Nöschchen anzutreiben war, für den Henikstein war noch immer eines gewachsen.

Ein Nöschlein an der Seite, ein Lächeln auf den Lippen, eine Schöne am Arme — das war Er, der ewig junge, der „alte Henikstein“.

Vom Ballet war Henikstein stets ein großer und aufrichtiger Verehrer, diesem ganzen Kunstgenre wendete er von jeher die unverwundteste Aufmerksamkeit zu und den Prieslerinnen eben dieses Kunstgenres widmete er immer und immer, so lang das Lämpchen glühte, die aufrichtigsten Sympathien, namentlich, wenn diese Prieslerinnen durch die Gabe der pitanten Causerie sich auszeichneten. Die absolute sinnliche Schöubeit war es nicht, der sich der Baron sofort gefangen gab, dem Esprit der Konversation aber machte er sich willig unterthan, und zu jenen Damen „vom Ballet“, die nicht nur durch ihre grotesken Spünge und graziösen Pas sich auszeichneten, sondern auch durch die Art ihres geistreichen Lächelns und ihres wirksamen und schlagfertigen Tones, gehörte in erster Linie und als letzte ihres Geschlechtes Fräulein Couqui. Mit Fräulein Couqui ein Stündchen am Ramin zu plaudern oder mit ihr die Kolonnen des „Concordia“-Ballers zu zassiren, das war für ihn eine Freude, ein Glück. Im alten Operntheater, nächst dem Rärntnerthore, war Henikstein einer der treuesten Habitués und der Arbeitsplatz in der dritten Reihe, rechts im Parterre, konnte stets darauf rechnen, besetzt zu sein, und wenn sie sich dann im Zwischenakte zusammenstellten, „der Auerperg“ mit der schwarzen Binde über dem linken Auge, der großbärtige Kinsky mit den Schrakeln — im Kopfe und er, der Henikstein, mit den Passionen im Herzen, dann wurde das lobende oder das verdamnende Urtheil

gesprochen über Das, was gelangt wurde, und über Die die ins Parquet herab so holdselig lächelten. Auch im neuen Hause blieb Henikstein Abonnent, aber er mochte sich in den geänderten Verhältnissen und in der veränderten Umgebung nicht recht heimlich fühlen und er wurde hier seltener, immer seltener, bis er ganz ausblieb.

Die allerletzten Jahre pflegte der nun heimgegangene und in letzter Zeit von bigotten Umwandlungen heimgesuchte Baron, der, wie bekannt, auch drei rättsliche Orden hatte, in Rom zuzubringen. Aber auch hier, in der ewigen Stadt, blieb er den Vorgängen in Wien nicht fremd. Er ließ sich das „N. W. Tagblatt“ regelmäßig nachschicken und wenn die Posten nur ein einziges Mal ihre Schuldigkeit nicht thaten und ein Zug den Anschluß versäumte und daher ein Abendblatt nicht richtig eintraf, schnell gab er in Wien den Auftrag, die nicht erhaltenen Druckbogen zu reklamiren. Und regelmäßig, wenn er dann in unserem Blatte einen Aufruf zur Mildthätigkeit, einen Appell für eine im Glend schwächende Franke erbedete, sandte er rasch einen Diener in unser Bureau, der beauftragt war, einen größeren Betrag für die Elenden und Hungernden zu hinterlegen. Und eben auch daran, nicht bloß an dem einfachen Jaquet, oder an der Blume im Knopfloch, oder an der Liebe zum Ballet, oder an dem Sarge im Zimmer erkannte man ihn — den alten Henikstein.

Baron Henikstein verläugnete den Sonderling auch in seiner häuslichen Lebensweise nicht; es ist psychologisch interessant, daß der Lebemann sich stets mit ernstlichen Todesgedanken beschäftigte und in seiner Wohnung ein Memento mori aufgestellt hatte, welches thatsächlich zu seinen lebenslustigen Passionen sehr wenig stimmte. Durchschritt man seine Wohnung, so gelangte man schließlich zu einer Thür, welche schwarz drapirt und mit einem großen in das Tuch genähten weißen Kreuze versehen war. Diese Thür führte in ein Kabinet, welches den schauerlichsten Eindruck zu machen geeignet war. Die Wände, schwarz ausgeschlagen, waren mit Bildern geschmückt, welche Höllenscenerien oder Knochengeriippe darstellten. Und in der Mitte des Kabinetes ruhte ein Sarg, auf diesem ein Todenschädel. Zur Seite des Sarges stand ein Tischchen, ebenfalls schwarz behängt, mit Kreuzifix und zwei Leuchtern — das einzige Möbelstück des düsteren Zimmers.

Es ist Thatsache, daß Baron Henikstein allwöchentlich einmal, und zwar Freitag Nachts, in dem Sarge schlief. Auch seine leztwilligen Anordnungen befanden, daß ihm die Todesgedanken gewissermaßen pilante Gourmandise waren. Er ordnete an, daß in dem Sarge, welcher ihm manchmal als Bett gedient, auch sein Leichnam ruhen möge. Es wird thatsächlich auch sein Leichsarg, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, die irdischen Ueberreste des Freiherrn v. Henikstein aufnehmen.

Das Leichenbegängniß sollte, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, möglichst einfach veranfalet, die Einsegnung in aller Stille vollzogen werden. Allein die Angehörigen glaubten, wie wir erfahren, von dieser Bestimmung absehen zu müssen, und es dürfte die Trauerfeier, welche für morgen Nachmittags festgesetzt wurde, der gesellschaftlichen Stellung, welche der Verbliebene einnahm, entsprechen. Die Anordnungen, welche Freiherr von Henikstein bezüglich seines Leichenbegängnisses traf, erstreckten sich sogar in minutiöse Details. Seinem ausdrücklichen leztwilligen Wunsche gemäß wird bei der Einsegnung ein Libera gesungen werden, welches er eigenhändig komponirt hatte und wie uns versichert wird, ganz intimen Freunden oft und gern auf der Psalharmonika vorzuspielen pflegte. Diesen Freunden, welchen er auch die geheimsten Regungen seines Herzens und seine Wünsche offenbarte, deutete er an, daß er als „Junggefelle“ wohl mit Schimmeln zu Grabe geführt werden müsse. Ob er auch diesem Wunsche testamentarisch Ausdruck gegeben, ist unbekannt. Sicherlich bestimmte er aber, daß die Pferde sich „im Trabe“ nach dem Friedhofe in Bewegung zu setzen hätten.

Es sei nicht vergessen, daß der Sonderling schon bei Lebzeiten Sorge für seinen Partezettel trug, daß er diesen eigenhändig schrieb und dirigirte, und daß er nur einige Stellen freiließ, in welche nach seinem Tode die darauf bezüglichen Daten eingeschaltet zu werden brauchten. Desgleichen hatte er sich schon bei Lebzeiten die zur Delegation des Sarges und der Gruft erforderlichen Wappen anfertigen lassen, in welche nunmehr nur das Datum seines Todes eingefügt werden mußte.

So hatte denn Wilhelm Freiherr v. Henikstein in alle Vorkehrungen getroffen, um sich ruhig hinlegen und sterben zu können, mit dem Bewußtsein, daß er im Tode kein minder origineller Sonderling gewesen, wie im Leben. Seit Monaten krankte er und mußte die Tage, die er sonst in voller Lebenslust draußen im Freien und in der Gesellschaft Wiens zuzubringen pflegte, zu Hause im einsamen Lebstuhle vertrauern. Im vorigen Jahre erlitt er in Rom einen Beinbruch, einige Monate später hatte er, kurz nachdem er im Carl-Theater gesehen, einen Schlaganfall, von dem er sich eigentlich nie recht erholen konnte. Zu diesem Leiden gesellte sich in den letzten Tagen eine Augenentzündung, welcher der nahezu 70jährige Greis gestern Abends erlegen ist.

Der Tod Henikstein's bedeutet für die Bilanz eines hiesigen Bankinstitutes eine jährliche Ersparniß von 8000 fl. Diese Summe hatte nämlich die Anglo-österreichische Bank an Baron Wilhelm Henikstein als jährliche Lebensrente zu zahlen sich verpflichtet, als sie im Jahre 1868 die Nachfolgerin der Firma Henikstein u. Komp. wurde. Diese Firma bedeutete eigentlich nicht mehr, als ein großes Bankgeschäft im alten Style, d. h. sie eskomptirte Wechsel und nahm in Kost zum großen Theile für das Geld ihrer Klienten, denen sie daselbe etwas niedriger verzinst, als sie es selbst verwerthete. Bis vor zwölf, dreizehn Jahren erschien der nun Verstorbene täglich selbst an der Börse, um in „Kost“ zu nehmen. Originell war dabei die Art, wie er die bezüglichen Vormerkungen in sein „Börsebüchel“ eintrug: er schrieb nie den Namen des Sausalen, von welchem er Wechsel eskomptirte oder Effekten in Kost nahm, sondern hatte, wie die Chinesen für jedes einzelne Wort ihrer Sprache für jeden Sausalen ein eigenes, oft sehr drastisches Zeichen. Die Durchführung der solchergestalt von Henikstein entrichteten Geschäfte, besorgte dann sein Kompagnon Ergelet, denn Henikstein hörte mit dem letzten Schläge der Börseglode auf, Geschäftsmann zu sein.

Im Anfang unseres Jahrhunderts in Wien geboren, war Baron Henikstein, der Enkel des bekannten Großhändlers Adam Albert König, welcher in der Besichte der österreichischen Gesells, namentlich des Salzes und Tabaks, eine hervorragende Rolle spielte, arabisches Gut bei wiederholten Anläßen während der Kriegszeit mit Gefahr seines Lebens rettete und deshalb im Jahre 1784 mit dem Ehrenwort Edler von Henikstein in den erblichen Adelsstand, 1807 in den Ritterstand erhoben wurde. Der Sohn desselben, Vater des jetzt verstorbenen Baron Henikstein, war als Freund Mozart's, Förderer der Tonkunst und überhaupt als großer Musikfreund bekannt.

Baron Wilhelm Henikstein war Chef des Großhandlungshauses Henikstein und Komp. in Wien und längere Zeit zugleich königl. niederländischer Konsul. Er hat sich an verschiedenen großen Finanzoperationen beteiligt und war bis in die letzte Zeit als Präsident der Versicherungsgesellschaft „Donau“ thätig. Er starb unvermält. Sein Erbe ist sein Bruder, HM. Alfred Frhr. v. Henikstein, bekannt als Generalstabschef der österreichischen Nordarmee im 1860er Kriege. Der berühmte Orientalist Freiherr v. Hammer-Purgstall war ein Oheim des jetzt Verbliebenen. Den Freiherrnstand hatte die Familie Henikstein erst seit dem 25. Mai 1859. Sie wählte als Devise: Pro deo et principe.

Telegramme.

Privattelegramme des „N. W. Abendblatt“.

Magusa, 27. Jänner. (Von Bukovic per Estafette nach Magusa.) Die Niederlage der Insurgenten bestätigt sich; 2000 Insurgenten wurden von 16 türkischen Labors nebst sämtlichen Wafschibozuks der Herzegowina und 6 Batterien von den Positionen an der Straße Trebinje-Carina nach Bukovic zurückgedrängt. Die Verluste der Türken sind unbekannt, doch groß. Die Insurgenten verloren 9 Tode und 20 Verwundete. Letztere sind meist von Steinplittern getroffen.

Magusa, 27. Jänner. Das Türkenlager in der Enklave von Klef wurde gestern Nachts von den Insurgenten überfallen. Die Kanonade, auch von den Schiffen dauerte die Nacht hindurch.

Konstantinopel, 27. Jänner. Auf der Insel Kandien brachen auf mehreren Punkten kleinere Bewegungen aus. Die Pforte entsandte eiligst Effa Bey, gewesenen Gesandten in Athen, nach Kandien, um durch diplomatische Mittel die Beschwichtigung anzustreben. Der Großvezier versicherte neuerdings den Vertretern der Mächte, er könne gute Rathschläge entgegennehmen, aber keinerlei Kontrolle fremder Mächte über den Gang der Reformen gestatten. Elliot stimmte dieser Ansicht bei.

Berlin, 27. Jänner. Im Prozesse Gehlsen erfolgte von Nachmittags 4 Uhr an die Vernehmung der Zeugen Nizze, Töpfer, Reinhard, Geheimrath Bleichröder und Lasker. Die Ersteren deponiren über die Aktien, für welche auf der Generalversammlung 12,000 Stimmen durch Hansmann, Reinhardt und Bleichröder in berechtigter Weise vertreten wurden, Lasker über das von ihm in Betreff der Geltendmachung von Ansprüchen der Gesellschaft gegen Stroußberg abgegebene Gutachten. — Niemand deponirt, daß Lasker das Gutachten sorgfältig geprüft habe, daß aber zur Geltendmachung der Ansprüche das nötige Beweismaterial fehlte. Damit ist die Beweisaufnahme geschlossen. Die Verhandlung wird Sonnabend fortgesetzt.

Paris, 27. Jänner. Der Präsident der Republik und die in Paris anwesenden Minister wohnten heute Abends dem großen Empfange beim deutschen Botschafter bei.

Belgrad, 27. Jänner. Das von der Skupschakina varirte Budget präliminirt die Einnahmen mit

